

11)

(Nachdruck untersagt.)

Bei den Schneidemaschinen.

Roman von M. A. Simáček.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Tschechischen.

Es schien ihr, als hätte jemand nach diesen Worten aufgelacht, aber sie rannte nichtsdestoweniger hinunter zu Wenzel. Sie traute ihren Ohren nicht, daß er sie in aller Gegenwart bei ihrem Namen nannte. Ihr Herz pochte stürmisch; sie erwartete in höchster Aufregung, was weiter geschehen werde. Und sieh! Kaum war sie nähergekommen, nahm Wenzel sie um den Hals und sagte vor allen zu ihr: „Trink, mein Süßchen, auf meine Gesundheit!“

Sie glaubte in dem Augenblick, in Flammen aufgehen zu müssen; es bligte ihr in den Augen, und ein Schwindel waukelte sie an. Gut, daß sie nicht merkte, was um sie geschah; sie hätte höchstwahrscheinlich selbst in ihrer freudigen Aufregung den frechen Spott um Wenzel's Lippen und auf den Gesichtern seiner Kameraden entdeckt. Ihre Hand zitterte, als sie den ihr angebotenen Blechkrug erfaßte und zum Munde führte.

„Sapperlot, Mädel, acht geben, 's Bier steigt Euch sonst zu Kopf!“ rief Hurrych, der das Lachen nicht mehr verhalten konnte.

Nachdem sie ihre Lippen befeuchtet hatte, reichte Lena den Blechkrug Wenzel zurück, der sie wiederum in aller Gegenwart an sich zog und dann sagte:

„Jetzt, Lena, geh' hübsch zu Dein' Alten und wein' nicht oben auf dem Boden. Wir werden schon wieder im Wald zusammentreffen.“

Die ganze Fabrik drehte sich um sie wie ein Ringelspiel. Sie griff sich an den Kopf, wollte sich versichern, daß sie nicht träumte. Es ging ihr gar nicht in den Sinn, wie Wenzel heute sprechen und auf die anderen keine Rücksicht nehmen konnte. Sie war ganz verduzt, traumverloren. Dabei indessen fiel ihr in ihrem stürmischen Verlangen ein, wenn Wenzel kein Geheimniß mehr daraus mache, könne sie wohl gleich fragen, wann er sie sprechen wolle; und mit halblauter Stimme brachte sie diesen ihren größten Schmerz vor. Nesbeda und Hurrych brachen in Lachen aus, was sie nun stutzig machte und ihr die Röthe ins Gesicht trieb.

„Grabil, sie kann's nimmer erwarten,“ meinte Nesbeda, „mußt ihr halt versprechen, recht bald zu kommen.“

Und Wenzel, nachdem er nun einmal das Spiel begonnen, antwortete Lena mit geheuchelter Innigkeit:

„Ich brenn ja, mein Süßchen, selber drauf, daß wir uns sehn, aber schau, wir haben jetzt Ueberstunden, 's kann wohl nicht vor'm Sonntag sein.“

„Wo denn aber?“ fragte Lena mit brennender Neugier.

Wieder folgte das Gelächter von Hurrych und Nesbeda, und nun lücherten auch schon Frauenzimmer dazwischen. Die Mädel vom Boden hatten sich oben am Geländer postirt und beobachteten Lena und die Schlosser; sie hatten sofort heraus, um was sich's handelte.

„Vielleicht dort, wo früher, ich sag' Dir's noch“, antwortete Wenzel ohne Besinnen.

„Hast ein begehliches Liebchen, Grabil“, lachte Nesbeda laut, den Mädeln vom Boden sich durch Augenzwinkern verständlich machend.

Erst diese Worte ließen Lena errathen, daß es eigentlich ungeschicklich war, vor allen zu fragen; sie wurde roth bis unter die Haarwurzeln und rannte davon, als ob sie jemand verfolgte.

Für die Schlosser ging das eigentliche Vergnügen von dem gelungenen Spaß freilich erst jetzt an, und Wenzel, nachdem er ja den Beweis geliefert, wie die Steinbruchbirn in Wahrheit auf ihn slog, sah sich selbstbewußt um. Er hatte den entscheidenden Schritt gethan und Lena den ersten Schlag versetzt, indem er sie dem allgemeinen Gelächter preisgab.

Das arme, einfache Mädchen, bei schwerer Arbeit in Verwahrlosung aufgewachsen, fühlte nicht die Wucht des Schlages, obgleich es durch ihn betäubt war. Lena rannte aus der Fabrik heraus und sah und hörte nichts in ihrer Verzückung. Sie wußte gar nicht, daß sie im Laussschritt davon eilte, daß die aus der Kantine kommenden Arbeiter stehen blieben, auf sie zeigten und lachten. Der einzige Gedanke, daß Wenzel seine

Liebe nicht mehr verheimlichte, erfaßte ihr ganzes Wesen und erfüllte ihr Herz mit unerlöser, bezaubernder Freude. Lena wußte nicht, was sie that; sie taumelte im Hof herum und schaute den Leuten lächelnd ins Gesicht, ohne sie zu sehen. Dieses Betragen trug vollends dazu bei, sie als komplet verückt erscheinen zu lassen.

Bis Sonntag hielt der Zustand an, denn Wenzel unterließ es weder an diesem noch am folgenden Tage, so oft Lena überhaupt den Sudrann passirte, ihr die Konr zu schneiden; er unarmte sie, sagte „mein Schätzchen“ zu ihr oder küßte sie gar. Eine unsägliche Wonne durchzog in solchen Momenten ihre Adern, und die Leute hatten mit der „Tollpatschigen“ so viel Mitleid, sie aus ihren Illusionen nicht herauszureißen.

Ein einziger Umstand bloß trübte in jenen paar seligen Tagen Lena's unermessliches Glück: die abendlichen Zusammenkünfte mit all der leidenschaftlichen Liebe sollten sich, obgleich sie vor Verlangen nach ihnen geradezu verging, nicht alle Abende wiederholen, sondern immer nur in längeren Zeitabschnitten. Wie oft trat sie nun bei Nacht still aus dem Vorflur vor die Kaserne — dieselbe bekam jetzt von Tag zu Tag neue Zuwohner, so daß Vorzicht geboten war —, und indem sie sich an der Ecke an die Mauer drückte, blickte sie zur Fabrik hinüber, wo ihr Wenzel noch arbeitete. Sie sah dann hinter den breiten Fenster ein Licht sich bewegen; dann schreitet er gewiß mit der Lampe die Mauer entlang und denkt an sie. O, daß dies nicht zu ändern, daß es ihm nicht möglich ist, zu ihr herüber zu kommen, die hier in der kalten Nacht steht und jenes große Gebäude nicht aus den Augen läßt! O, daß sie nicht bei ihm sein darf: sie würde sich in einer Ecke auf nacktem Boden zusammenkauern und würde ihm nachschauen und nachgehen auf Schritt und Tritt. Oftmals wollte sie schon den Nachtwächter durch Bitten bewegen, sie in die Fabrik einzulassen, doch sie fürchtete eine grobe Abweisung; und Lena war jetzt scheuer und leichter zu erschrecken, als je zuvor. Manchmal, wenn sie so auf der nun schon kalten Erde bei Nacht vor der Kaserne stand, schien ihr, als sehe sie eine männliche Gestalt über den Fabrikshof daherkommen. Schon war sie daran, die Landstraße und das Feld zu übersehen, an dem Zaun zu springen, über ihn zu klettern, schon that sie oftmals einige Schritte, aber sie hielt noch immer rechtzeitig inne, erkennend, daß es nicht Wenzel war, der dort über den Hof schritt. Ein andermal, wenn sie zufällig heraustrat und der Fabriksnachtswächter bald darauf die neunte, zehnte, elfte Stunde blies, dachte Lena jedesmal, jetzt müsse Wenzel hervorkommen und an ihr vorübergehen; sie stellte sich vor, wie sie ihm an den Hals fliegen und ihm zu dem bekannten und lieben Plätzchen bei jener mächtigen Föhre folgen werde. . . . Aber die Minuten verrannen, und Wenzel kam nicht. Traurig kehrte Lena ins Haus zurück und nachdem sie sich ins Zimmer geschlichen, suchte sie voll Sehnsucht und betäubender Vorstellungen, aber auch voll Trauer ihr hartes Lager auf.

Endlich nahte der Sonntag, für den Wenzel eine Zusammenkunft versprochen hatte. Wie freute sie sich auf den Tag! Sie drückte vor Erwartung fast die ganze Nacht kein Auge zu. Mit dem Kleinen der Schwatalka, das von Tag zu Tag abnahm, ging sie im Zimmer auf und ab und kullte es, halblaut singend, in Schlaf. Sowie das Kind für eine Weile eingeschlummert war, legte sie es aufs Bett und trat hinaus. Es war eine schöne Nacht. Daß es auch morgen so bliebe! Die Sterne funkelten, es war Vollmond. Nicht kümmerte sie die empfindliche Kühle; in Wenzel's Armen wird sie keine Kälte empfinden, aber glühende Sommerwärme wird ihre Brust erfüllen. . . . Ganz erregt von ihren Erinnerungen kehrte sie zurück und strich das Kind über das brennende Gesichtchen. . . .

Es kam der Morgen, voll Sonnenglanz. Lena fand sich schon um eine halbe Stunde früher in der Fabrik ein. Sie meinte, vielleicht würde auch Wenzel früher kommen, und sie könnten sich betreffs des Rendezvous besprechen. Es wird das letzte Rendezvous vor der Kampagne sein. Mein Gott, daß die Zeit nicht länger währte! Nicht umsonst hatte sie damals, in jener Nacht, da Kucharz sie erwachte, Angst erfaßt, nicht umsonst hatten sie schreckliche Phantome bedrängt, bis sie davon ganz krank wurde. Obgleich Wenzel ihr an jenem Abend feierlich gelobte, sie niemals verlassen zu wollen, hatte

sie doch ihre bange Ahnung, daß nun schlimmere Zeiten anbrechen würden, nicht getäuscht. Die schlimmeren Zeiten kamen, sie traf seit jener Nacht mit Wenzel nicht mehr zusammen. Und wenn die heutige Zukunft vorüber ist, wird sie wieder Gott weiß wie lange warten müssen. Er hat sie wohl gern, macht kein Geheimniß daraus, aber wenn sie doch immerwährend bei ihm weilen könnte, oder wenigstens einige Minuten im Tag, wenn sie doch sein Weib wäre! Sie will ihn heute darüber befragen! — Was wird er ihr antworten? Kann sie auf die Erfüllung ihres Wunsches hoffen? — Wäre es denn nicht zu viel für sie, die ein einfaches, unscheinbares Mädchen ist, das bis jetzt jedermann verachtet hat? Doch Wenzel hatte ihr's versprochen und bis jetzt noch immer Wort gehalten — ja, noch mehr, vor der ganzen Welt aus seiner Liebe zu ihr kein Geht gemacht.

Es kamen die Mädels, die mit Vena arbeiteten; sie liefen sofort auf den Boden, doch Vena verharrte unten im Sudhaus. Auch andere Arbeiter gingen an ihr vorüber; sie achtete nicht darauf, daß einige sie mitleidig, andere gleichgültig, wieder andere spöttisch betrachteten — was sollten ihr die Leute? Sie erwartete Wenzel. Sieh', da ist Kucharz eingetreten. Die Spannung und eine gewisse Angst schnürten ihr die Brust zu. Gleich nach Kucharz kam endlich Wenzel mit Hurrych, lachend, froh aufgelegt. Im eifrigen Gespräch begriffen, schritt er dahin, ohne etwas zu beachten. Warum sah er sich nicht um? Konnte es ihm denn nicht einfallen, daß sie da ist, ihn erwartet, damit er ihr sage, wo sie zusammentreffen. Hatte denn nicht auch er daran gedacht? Oder ist er vielleicht gar deshalb so gut aufgelegt? Ja, gewiß denkt er an den heutigen Abend. . . Vena erhob sich und eilte ihm entgegen. Er lachte auf, als er sie erblickte, und drückte sie sofort an sich.

„Wie geht's, Vena, hast Du kein Stechen im Kopf?“ fragte er mit einem sonderbaren Lächeln. Diese Frage war der natürliche Ausfluß des vorhergegangenen Gesprächs über Vena's Unzurechnungsfähigkeit, womit er, beinahe schon gewohnheitsmäßig, unterwegs Hurrych unterhielt.

„Was fragt er so komisch?“ dachte Vena, ihn verwundert anschauend. Wenzel's Anekdote verblüffte sie derart, daß sie nicht antworten konnte.

„Vielleicht hat sie in der Nacht wieder was geträumt,“ bemerkte Hurrych, seinen Rock ausziehend.

„Hast Dich schon nach mir gesehnt, gelt, Vena?“ Und Wenzel lächelte wieder so sonderbar.

„Ich dacht' an den Abend,“ versetzte das Mädchen mit bebender Stimme.

„Und was hast Du vor, mein Gold, für den Abend?“ fragte Wenzel mit gespielter Frivolität.

Jetzt erbeute Vena in der That, die Luft verfinsterte sich vor ihr, die Füße versagten ihr. Ein wunderliches Gefühl flog durch den ganzen Körper. Es war nicht Frost, nicht Hitze, und doch war die Wirkung eine solche, als fühlte sie beides zugleich in ihren Gliedern. Sie fröstelte und war dem Ersticken nahe. Sie rang nach Luft und stand wie festgerammt, unfähig, einen Schritt zu thun. Zum erstenmal erschütterte sie die Erkenntniß, daß Wenzel sie nicht mehr liebte. Seine Umarmungen und Küsse in Gegenwart anderer waren also eine Täuschung, darauf berechnet, andere zu amüsiren! — Diese zwei Gedanken genügten, daß Vena, von Schwindel erfaßt, zu Boden sank.

Kucharz sprang auf sie zu und mühte sich, sie aufzuheben. Auch Hurrych half mit.

Wenzel bemerkte bloß trocken, sie habe höchstwahrscheinlich wieder ihren Anfall und werde schon nach einer Weile von selbst zu sich kommen; dann trat er in die Werkstätte, um den Rock abzulegen. Doch sein Gleichmuth war nicht echt. Er war blaß, und seine Hände zitterten.

Inzwischen richteten Kucharz und Hurrych das Mädchen auf. Bald kehrte ihr die Besinnung wieder und, wie es schien, auch die Kräfte.

„s fehlt mir nichts mehr, laßt mich aus,“ bat sie immer wieder und schleppte sich auf den Boden.

Ihr Gesicht war kreideweiß, die Augen aufgesperrt.

„Sie ist zu bedauern,“ sagte Hurrych.

„Die hat Gradil auf dem Gewissen,“ meinte Kucharz, dem Mädchen einen mitleidigen Blick nachsendend.

Da der ganze Vorgang sich in einem Moment abspielte, erregte er keine größere Aufmerksamkeit, und außer den Schloßern wußte niemand um ihn. Gradil wich absichtlich einer Besprechung desselben aus. Er sprach hartnäckig von

entlegenen Dingen und riß allmählig auch die anderen mit. Schließlich war die Geschichte ziemlich glatt abgelaufen, so daß er sich nicht zu ängstigen brauchte. Und so weit Gradil's Redeschwall das unangenehme Nachgefühl nicht aufhob, geschah dies im Drang der Arbeit, worauf alle auseinandergingen.

„Das war halt noch ärger, wie Spurny dort sich den Finger zerquetscht hat und wie ein Klotz liegen geblieben ist,“ behauptete Nesbeda, sich zu den Gasthebern hinschleichend.

„Bin damals auch nicht gleich aufgestanden wie das Mädel,“ ließ sich Spurny von der Bohrmaschine her vernehmen und ließ die Erzählung, wie sich's damals zugetragen, zum so und so vielen Male vom Stapel. An Vena dachte keiner mehr, höchstens daß Kucharz obenhin bemerkte, es wäre ein Glück gewesen, daß sie im Falle nicht an die eiserne Platte der Bohrmaschine anstieß, sonst hätte sie, meinte er, einen Schädelbruch davongetragen.

Es fiel wohl niemandem ein, daran zu denken, daß Vena, so wie sie war, größere Schmerzen fühlte, als wenn sie sich noch so sehr am Kopf angeschlagen hätte. Vor ihren Augen floß alles in einem Wirbel zusammen, statt einzelner Stimmen vernahm sie ein einziges Brausen. Sie machte sich an ihre Arbeit und verrichtete sie mechanisch. Sie unterschied nicht die einzelnen Stücke, weil sich alles mit ihr drehte. Sie war wie gelähmt, wie erstarrt; zuweilen glaubte sie, sie würde nicht einmal mehr die Hand aufheben, keinen einzigen Schritt thun können, sondern auf der Stelle alle Bewegung verlieren. „Aus ist's,“ wiederholte sie beständig und fühlte jedesmal eine Erschütterung im Kopfe. „Er hat mich nicht mehr lieb,“ fügte sie bei; es war ihr, als würde ihr das Herz zusammengebrückt. „Ich werde gewiß sterben,“ raunte sie vor sich hin. Und gleich im Gefolge dieses Gedankens löste sich von ihren Lippen der Wunsch: „Warum bin ich nicht schon hin? — Hätt' er mich lieber erschlagen!“ seufzte sie nach einer Weile. Gerade über ihr hing ein schweres Gufrohr von der Dampfleitung. „Wenn sich's doch lösen ließe und auf mich runterstürzen möcht!“ dachte sie bei zufälligem Aufblicken, und sie neigte den Kopf und vergegenwärtigte sich den furchtbaren Anprall gegen ihren Nacken, falls ihr Wunsch in Erfüllung ging. Dieses Sichausmalen eines einzigen schrecklichen, tödtlichen Schlags verschaffte ihr einigermaßen Erleichterung, übertäubte das zehrende Weh in ihrem Innern. Sie erinnerte sich, wie einmal im Steinbruch ein Block von der Höhe herabschoß und sie und ihren Vater zermalmt hätte, wenn sie sich nicht durch einen Seitensprung gerettet hätten. „s wär' besser für mich gewesen,“ dachte Vena. Dann wieder entsann sie sich, wie jüngst im Walde, als sie mit Wenzel unter der Föhre saß, ein Gewitter heraufzog; kaum waren sie aus dem Walde getreten, fuhr ein furchtbarer Blitz nieder. Warum hat es sie nicht erschlagen? Wie schön wäre es gewesen, gemeinsam mit ihm zu sterben! Jawohl, mit ihm gemeinsam, besser als allein. So nahmen ihre Gedanken für eine Weile eine andere Richtung.

Sie würde sterben, sich an ihn anklammernd, den Blick von ihm nicht wendend. Vielleicht würde es ihm doch ein bißchen ans Herz gehen, wenn er sie blutüberströmt sähe und fühlte, wie sie ihn zum letztenmal an sich drückt, sich an ihn anschmiegt, ohne einen Seufzer, ohne eine Thräne, als hätte sie keinen Schmerz. . . Und währenddem würde sie schon der Tod droffeln und ein wahnsinniger Schmerz ihren Körper schütteln. . . Er würde dann wenigstens ihre große Liebe für ihn sehen und würde sie nicht zur Zielscheibe seiner Späße machen. . . Doch er, auch er empfände Schmerz, und sein Gesicht würde sich verzerrten. Nein, nein, er darf nicht sterben, um alles nicht, was steigen ihr heute für sündhafte Gedanken im Kopfe auf! Erschrocken bekreuzte sich Vena, aber die wilden Gedanken verschonte sie nicht. Es schwirrten andere auf und immer andere. Bloß an seinen Tod dachte sie nicht mehr, die Vorstellung seines vom Schmerz verzerrten Gesichtes schreckte sie ab. Es ist nicht möglich, daß er, so jung, so hübsch, sterben sollte! Da will lieber sie selbst in irgend einem Winkelchen ihr elendes Leben beschließen. Was war ihr doch beschieden gewesen? Wann hätte sie an so etwas gedacht?!

Die Augen wurden ihr feucht, ohne daß sie weinen konnte. Der Gedanke, daß sie Wenzel's Liebe verloren hatte, drängte selbst den Gedanken an den Tod in den Hintergrund; er zerriß ihr Herz in tausend Stücke und brannte im Kopf wie glühendes Metall. Wie hatte sie sich in der Früh gesreut, und nun, welcher Schlag! — Er dachte also gar nicht an ein

Wiedersehen, er wollte nichts mehr von ihr wissen! Er verläßt sie, er richtet sie zu grunde.

Fornwelleren hoben sich zum ersten Mal in ihrem Innern. „Er ist ein böser Mensch,“ zuckte es durch ihren Kopf. Sie erschraf vor dem Gedanken und begann Wenzel im Geist abzubitten und zu entschuldigen. Vielleicht war's nur Scherz, als er fragte, was sie denn vorhabe? . . . Wie einseitig ist sie, gleich das Schlimmste anzunehmen! Warum aber stand er ihr nicht bei, da er sie umfallen sah? . . . Sie kann nicht mehr zweifeln, er mag sie nicht! Oder hätte es ihn vielleicht so erschreckt, als sie umfiel, daß er sich nicht von der Stelle rühren konnte? . . . Es ist leicht möglich . . . O, daß es wahr wäre! . . .

Ein Funken Hoffnung, ein kleiner, unscheinbarer, zuckte über ein Meer von Weh.

(Fortsetzung folgt.)

Stimmen der Tiefe.

Nach dem Polnischen.

Sie verstummen niemals. Jummerfort dröhnen sie mächtig, unheilverkündend. An ihren Hals hat man riesige stählerne Blutegel gestellt, die Tag und Nacht saugen, ohne einen Augenblick zu ruhen. Der Hals schwillt in einem fort an, das Fischen verwandelt sich in ein Heulen. Jedermann kann diese Stimmen hören, und der sie hört, bebt vor ihnen, trotzdem er nicht recht versteht, was sie sagen.

Im matt erleuchteten unterirdischen Saale nähert sich mitten zwischen den gigantischen Zylindern der Maschinerie dem Manometer, schüttelt den Kopf und entsetzt sich. Die Ventile pulsiren, zischend entweicht der Dampf. Und hinter der Kohlenwand dröhnen weiter die mächtigen Stimmen, unheilverkündend, unaufhörlich.

Dreihundert Meter tief in der Erde, zwischen Kohlen- und Steinwänden, inmitten ewiger Nacht, rollen die Wagen die schiefen Ebenen herab, explodiren die Minen, schlagen die Kärner, es fallen die „schwarzen Diamanten“. Längs der Schienen schleppen gefügige Pferde die Rollwagen. Man hört die Rufe der Steiger, der Förderkasten schlägt an den Boden des Schachtes. Die Schieber stoßen den kreischenden Wagen um. Er ertönt ein Signal. Der beladene Kasten erhebt sich langsam, dann immer schneller; die Kohle wird in Wagen, Waggons, ganzen Zügen zu tage gefördert, in die Fabriken und Städte verfrachtet, wo Händler und Spekulanten in Häufen warten. Es mehren sich die Geschäfte, die Börse belebt sich, es wandern die Aktien von Hand zu Hand, von Kaufhaus zu Kaufhaus, fieberhaft.

Der Schlaf meidet die Ruhesstätten dieser Menschen, die Freuden des Lebens befehen für sie nicht. Von überallher wandern Leute herbei, um reichen Gewinn zu machen, um Millionen zusammenzuraffen. Der Kampf um die Beute tobt zwischen ihnen. Unten ruhen in unermeßlicher Tiefe die „schwarzen Diamanten“ in unerlöschlicher Hitze . . .

Aber die unterirdischen Stimmen dröhnen immer drohender, immer unheilverkündend.

Die Zwillingsmaschinen arbeiten mit ihren Kolben, die Röhren zittern. Hinter der Wand des unterirdischen Saales hört man böses Getöse.

Der Maschinist nähert sich wieder mit der Laterne dem Manometer.

Er schüttelt den Kopf und geht in die nahe Kammer. Er tritt über eine Steintreppe hinab in den Schlund, aus dem das dumpfe, drohende Grollen erschallt; er hebt die Lampe in die Höhe und schaut in die Tiefe: das Wasser schäumt, zischt, donnert und spritzt. Wie kommt eine solche Menge Wasser dahin! Beim Schein der Laterne sieht man riesige Röhren, die das Wasser in so ungeheuren Mengen in die Höhe führen, daß es einen Fluß bildet. Nie wird es weniger! Es heult dort, droht, schäumt; die Röhren zittern, das Wasser läßt sie erzittern, als ob es der menschlichen Anstrengung spotten wollte, als ob es lachte über die Träume von Reichthum und Millionen.

Hier in eisernen Röhren gefaßt, brüllt es wie ein Löwe im Käfig, schäumt, sucht herauszubrechen. Niemand wird bis zu seinen Quellen dringen, niemand wird sie erforschen. Das ist der Triumph seiner Macht! So lange es unerforscht bleibt, so lange ist es schreckhaft. Dort in der Tiefe hüllt es sich in Scham, heult triumphirend, erhebt sich, überstürzt sich, bis es sich zur genüge ausgelobt hat; dann sinkt es ruhig, schlummert ein, wird gebunden, gezähmt. Befiegt durch ein denkendes Wesen, will es sich nicht weiter auflehnen, das gedankenlose Element, es beugt sich vor der Macht des Stärkeren gefügig, weich, zugethan . . . Aber nach einer Weile hört man dumpfes Murren, es erwacht wieder, unruhig schüttelt es die weiße Mähne, es erhebt sich, brüllt, die Kraft seiner Stimme versuchend, es durchläuft den Kerkel, hält sich zurück, erzürnt, grauenhaft; plötzlich erhebt es sich mit Wuth, wirft sich auf die feineren Wände, spritzt, siedet, heult, reißt die Felsen mit seinen Wasserkrallen, es wüthet fürchterlich und droht, alle Mähe der Arbeit, der Spekulation, alle Reichthümer, alle Millionen zu vernichten. Vielleicht schon in einem Augenblick zerreißt es die Fesseln, fällt die Gänge aus, verschlingt die Maschinen, die Berg-

leute, vernichtet die Arbeit ganzer Jahrzehnte, es hebt sich empor aus dem Schacht, die Befreiung der Elemente aus Knechtschaft des Menschen verkündend . . .

Und wenn es ihm auch nicht gelingt, seine Fesseln zu sprengen, so heult es doch denen, die für larmen Lohn die „schwarzen Diamanten“ zu tage fördern, seine ewig schreckliche Drohung: Nie wirst du Ruhe finden, die Fieberhitze wird nie dein Gesicht verlassen, Angstschweiß wird deine Stirne benezen, nie wirst ruhiger Schlaf auf deinen Augenlidern ruhen, Schreck wird immer an die Thür deines Hauses pochen, die Freude der Jugend wird vor dir zurückschrecken und wird dich meiden, der Wurm der Unruhe wird an deinen Mannesjahren nagen, der immerwährenden Unruhe, der nie endenden Unruhe, und dein Alter wird nicht wissen, ob es ruhig aufathmen kann, oder ob es zum Wanderstande greifen muß, um menschliches Mitleid zu erleben, verachtetes, begehrtes Mitleid . . . Während ruhelofer Nächte, während schrecklicher Ungewißheit wirst du immer fragen: Für wen arbeite ich? Für wen ertrage ich so schreckliche Mühsal? . . .

Sieh, das Wasser gefaltet sich zu einer Unmenge greulicher Fragen, sie schauen aus den Höhlen hervor, Millionen abgemagerter Hände greifen nach dir, um dich zu fassen und in die löthende Tiefe herabzuziehen, dich zu zerreißen im rasenden Wirbel des Schmerzes, der Verzweiflung, der Rache . . .

So heulen die Stimmen der Tiefe, die den Zugang bewachen zu den „schwarzen Diamanten“.

Kleines Feuilleton.

— Seit Renjahr ist in Finnland das Schuldgefängniß abgeschafft. In der Sylvesternacht genau um Mitternacht wurde der letzte Schuldgefängene in Freiheit gesetzt, nachdem ihn seine Gläubiger erst vor vier Tagen hatten einstecken lassen. Das Schuldgefängniß von Helsingfors ist ziemlich stark benutzt worden; während der letzten zehn Jahre haben durchschnittlich fünfzig Personen jedes Jahr auf kürzere oder längere Zeit in demselben Aufenthalt nehmen müssen. Es waren zum größten Theil Wucherer, die ihre Schuldner in das durch Gesetz vom Jahre 1784 geschaffene Schuldgefängniß brachten; aber auch die Schneider haben dieser Staatsinstitution zahlreiche Pensionäre zugesandt. Einige dieser Pensionäre sind so hartgefottene Sünder gewesen, daß sie volle drei Jahre — länger war es überhaupt nicht gestattet, einen Schuldner in Haft zu halten — gefessen haben, ohne klein beizugeben, und das Vergnügen ist somit den betreffenden Gläubigern ziemlich theuer zu stehen gekommen. Von den in den letzten zehn Jahren Verhafteten haben indessen 300 nach zwei bis zehn Tagen sich bereit erklärt, ihre Schulden zu bezahlen, 140 haben sich für fallit erklärt und 60 sind auf freien Fuß gesetzt worden, weil ihre Gläubiger es unterlassen hatten, die praenumerando zu zahlende Pension zu entrichten. Bis 1890 ging es im Schuldgefängniß ganz gemüthlich her, und die Verhafteten ertrugten sich sehr weitgehender Freiheiten; es war ihnen gestattet, zu jeder Tageszeit Besuche zu empfangen, und wer die Mittel dazu hatte, konnte sich selbst beköstigen; auch war es ihnen erlaubt, von einem in Zivil gekleideten Gefängnißaufseher begleitet, lange Spaziergänge in der Stadt zu machen. Abends, wenn gute Freunde zum Besuch kamen und allerlei Speisen und Getränke mitbrachten, wurde frisch und munter gezecht und Karten gespielt. Vom Jahre 1890 trat aber eine gründliche Aenderung ein, die Verhafteten wurden von nun an nicht viel besser als gewöhnliche Gefangene behandelt. So wurde ihnen unter anderm verboten, Tabak zu rauchen, doch durften sie ihn — kauen. Der Gebrauch von spirituellen Getränken wurde streng untersagt, und von Spaziergängen außerhalb des Gefängnißhofes war keine Rede mehr. Nach neun Uhr Abends durfte kein Licht mehr brennen; wer kein eigenes Geld hatte, um sich das Leben etwas angenehmer zu machen, mußte sich mit außerordentlich frugalen Mahlzeiten begnügen: morgens und abends ein großes Stück Brot mit zwei Beringen und einem Krug Wasser, mittags Fleischbrühe mit einem Stück Speck oder Erbsensuppe und Grütze. Diejenigen, welche es wünschten, konnten irgend eine passende Beschäftigung erhalten, auch war es den Gefangenen gestattet, sich Bücher zu verschaffen. —

u. Der Trolley-Sport. Einen neuen Sport haben die jungen reichen Faulstuler in Chicago aufgebracht. Diese Stadt besitzt ein sehr entwickeltes Netz von elektrischen Straßenbahnen. Der neue Sport besteht nun in folgendem: Jrgend ein Klub mietet sich in der schönen Jahreszeit einen oder mehrere elektrische Wagen, pflzt sie mit Blumen und Beleuchtungskörpern aller Art prächtig heraus und stellt damit bei Tage oder bei Nacht Gesellschaftsumfahrten an mit einer Geschwindigkeit von 40 Kilometern in der Stunde. Die Wagen saufen wie die wilde Jagd dahin. Nachdem einige Klubs sich dies Vergnügen gemacht hatten, wollte jeder Klub sein Trolley haben, und die beiden dafür von der Fahrgesellschaft besonders hergestellten Wagen waren schon Mitte des Sommers bis zum Ende November bestellt.

— In Japan (Tokohama) soll eine deutsche Zeitung (Wochenblatt) gegründet werden, d. h. wenn sich 1000 Abonnenten finden, die 18 M. im Vorhinein bezahlen. —

Theater.

c. h. Die Stellung der Frau beim Theater. Ueber die Laufbahn der Schauspielerinnen äußerte sich unlängst Frau Lina Morgenstern im Berliner Hausfrauen-Verein folgendermaßen. Es sei ein Leben der Enttäuschungen und Entbehrungen. Von einer Monatsgage von 150 M. seien an Provision für den Agenten, für Theater-Zeitung, Notenmaterial, Klaviermiete, Puder zc. und 40 M. zu zahlen, so daß noch etwa 110 M. verbleiben. Dafür müsse sich die Schauspielerin den schwersten kontraktlichen Verpflichtungen unterwerfen. Der Kündigungsparagraph gestatte die Entlassung nach vorausgegangenem vierzehntägiger Kündigung. Auf Verlangen des Direktors müsse die Engagurte in Poffen, Operetten, selbst als Statistin auftreten, will sie sich nicht einer Geldstrafe aussetzen. Der Dienst sei äußerst anstrengend, von früh 9 bis 1 Uhr Probe, an Tagen ohne Vorstellung aber von 4 Uhr an bis in die späte Nacht hinein. Hierzu käme das Studium der Rollen, die Vorbereitung der Garderobe zc., so daß die Schauspielerin förmlich gehetzt würde. Abgesehen von solchen Damen, die erhebliche Zuschüsse von ihrer Familie erhielten oder als Primadonnen bezahlt würden, seien die meisten genöthigt, Schulden zu machen oder sich der Schande zu ergeben. Träte Dienstunfähigkeit oder Krankheit ein, dann würde die Gage nach zwei Wochen auf die Hälfte gekürzt, worauf nach der dritten Krankenwoche vom Direktor die Entlassung ausgesprochen werden könnte. Eine Pensionberechtigung sei meistens nicht vorhanden, da eine Sängerin selten bis zu der festgesetzten Altersgrenze im Engagement verbleibe.

Volksskunde.

— Ein sonderbarer Gebrauch herrscht in den „Sette Comuni“, den sieben Gemeinden, der letzten deutschen Sprachinsel auf italienischem Gebiete. Wird ein Bräutigam von seinem Schatz verrathen, so sucht er dem Mädchen die Zöpfe abzuschneiden. Gelingt ihm das, so gilt er als ein tüchtiger Burche, vor dem man trotz seines Liebesunglücks Respekt hat. Das Mädchen dagegen ist arg schimpft und hütet solange das Haus, bis ihr die Zöpfe wieder gewachsen sind. Vor kurzem ist es, wie der „Frankfurter Zeitung“ berichtet wird, in Siege wieder einmal zu solch einem Zopfab schneiden gekommen. Dem Bauernsohne Anton Puffele war von seinem Schatz, der zwanzigjährigen Anna Bachala, der Lauspaß gegeben worden, obwohl die beiden schon öffentlich versprochen gewesen. Die hübsche Anna hatte rasch einen anderen Anbeter gefunden und wollte sich noch vor der Fastenzeit verheirathen. Aber es wurde nichts daraus. Anton begegnete ihr auf der Hauptstraße von Siege, bekam das Mädchen an den Zöpfen zu fassen und schnitt sie ihr, trotzdem Anna wie eine Wildblume bis und kratzte, rein ab. Nun suchen schon seit ein paar Tagen Carabinieri, die man aus Vassano herbeigerufen hat, nach Anton Puffele und den Zöpfen, haben aber bisher weder den Einen noch die anderen gefunden, und die Anna sitzt zu Hause und weint sich die Augen blind.

Kulturhistorisches.

— Tageseinteilung im Mittelalter. Bei den Nachgrabungen in den Ruinen der dem 12. Jahrhundert entstammenden Cisterzienserabtei Villers (Belgien) ist, wie der „Voss. Stg.“ geschrieben wird, ein sehr seltener archäologischer Fund gemacht worden. Es sind fünf Schiefertafeln aus dem Jahre 1270 zu Tage gefördert worden, die auf ihren beiden Seiten mit lateinischen Inschriften versehen waren. Diese gravirten Inschriften enthalten die Anweisungen für den Kirchendiener zur Regelung der Wasserruhr der Abtei. Der Brüsseler Archäologe Schöridan hat jetzt in den Jahrbüchern der Brüsseler archäologischen Gesellschaft diese Inschriften veröffentlicht, in das Französische übertragen und eingehend erläutert. Hiernach wurde die Zeit also gemessen: Der Tag beginnt um 6 Uhr abends und zerfällt in drei Theile von je acht Stunden. Jeder Theil umfaßt wieder 24 Unterabtheilungen, die den 24 Buchstaben des Alphabets entsprechen und eine Dauer von je 20 Minuten haben. Die Stunde ist mit Stillschweigen übergegangen und in den Berechnungen durch den Buchstaben, welcher das Drittel der Stunde andeichnet, ersetzt. Anstatt also z. B. zu sagen: Die Mönche haben sich um 4 Uhr 20 Minuten zu erheben, um Mittag zu Mittag zu speisen, um 6 Uhr abends die Abendmette zu singen und sich um 9 Uhr 40 Minuten niederzulegen, sagte man: Aufstehen um H, Mittag-speisen um G, Abendmette um A, Zubetgehen um M. — Diese Einteilung des Tages in drei gleiche Theile bestand das ganze Mittelalter hindurch, in England bis ins 16. Jahrhundert. Erst die aufkommende Industrie räumte auch mit dieser Einrichtung auf; sie wollte in ihrer Eile nach Mehrerwerb von einem achtstündigen Arbeitstage nichts mehr wissen. So lange die Maschinen liefen, reichte jetzt der Arbeitslag.

Medizinisches.

— Die X-Strahlen als Krankheitserforscher. Im aargauischen Kantonshospital ist seit einigen Monaten ein eigenes „Röntgen-Zimmer“ eingerichtet, in dem von Dr. Birchler und Bezirkslehrer Wüest Durchleuchtungen von Patienten vorgenommen werden. In der letzten Zeit ist es Wüest gelungen, eine Verbesserung des Apparates vorzunehmen; es ist jetzt möglich, ohne Photographie, mit bloßem Auge durch die Körper hindurchzusehen. „Wir hatten“, erzählt die Redaktion der „Arg. Nachr.“ „Gelegenheit, einige Demonstrationen dieses neuen Verfahrens beizuwohnen. Erwachsene

und Kinder wurden durchleuchtet, mitten durch den Leib hindurch, und deutlich konnte man mit bloßem Auge nicht nur Rückgrat und Rippen, sondern auch die Thätigkeit des Herzens und der Lunge wahrnehmen.“

Naturwissenschaftliches.

u. Woher rührt die blaue Farbe des Meeres? Man hatte bisher angenommen, die blaue Farbe, welche das Meer oder Seen zeigen, entstehe dadurch, daß kleine Staubtheilchen, welche im Wasser enthalten sind, das hereinbringende Tageslicht so beeinflussen, daß nur der blaue Bestandtheil desselben nach oben zurückgeworfen wird.

Der Physiker W. Spring hat die Frage von neuem studirt und ist zu ganz anderen Resultaten gekommen. Er fertigte sich eine Glasröhre von 52 Meter Länge an und füllte diese sorgfältig mit ganz staubfreiem Wasser. Natürlich bestand diese lange Röhre nicht aus einem Stück, sondern sie war aus mehreren kürzeren Röhren zusammengesetzt, welche mittels Metallfassungen mit einander verschraubt waren. In dieser Röhre erschien nun ebenfalls das Wasser blau, wenn dafür gesorgt war, daß die ganze Wasserschicht nicht überall dieselbe Temperatur hatte, sondern Wasser von höherer Temperatur sich, innerhalb der Röhre in kälteren Wasserschichten bewegte. Wurde die Wassermasse so lange in der Röhre gelassen, bis sie überall dieselbe Temperatur angenommen hatte, so verschwand auch ihre blaue Farbe. Damit ist bewiesen, daß die Bläue des Wassers nicht Staubpartikelchen zuzuschreiben ist — solche fehlen ja in der Röhre —, sondern daher rührt, daß das Tageslicht an den Grenzen der verschieden warmen Wasserschichten so ungleichmäßig zurückgeworfen ward, daß nur die blaue Farbe wahrnehmbar bleibt. Wenn uns also der Meeresspiegel seine schöne blaue Farbe zeigt, so rührt das davon her, daß die von der Sonne erwärmten oberen und die kälteren unteren Wasserschichten durch einander fließen. Wenn im Wasser keine Staubtheilchen vorhanden sind, so machen sie sich, wie weitere Versuche zeigten, dahin geltend, daß sie dem Wasser eine grüne Farbe verleihen, und in der That kennt man ja auch eine ganze Anzahl schöner Seen, deren Wasser grün ausfällt.

Technisches.

— Papierne Fußböden. Zu ihrer Herstellung kommt eine besonders präparirte Papierstoffmasse in Anwendung, die sich in unverarbeiteten Zustande als trockenes Pulver präsentirt, das, mit Wasser angerührt, nach kurzer Zeit erstarrt, und sich auf jeder beliebigen Unterlage von natürlichem oder künstlichem Stein, Zementbeton und Fußboden zu ebener, sugsenloser Platte ausbreiten und glätten läßt. Ein sehr bedeutender Vortheil dieser Fußbodenkonstruktion ist die angenehme Elastizität und Schalldämpfung, sowie die vollkommene Feuericherheit, wodurch dieselbe für Schulen, Krankenhäuser, Fabriken, Theater und Kirchen die umfangreichste Verwendung finden kann. Aus „Papyrolith“ — so wird diese Papierstoffmasse genannt — lassen sich sowohl ein- als mehrfarbige Belege mit mosaikartigen Einlagen herstellen, ebenso Bordüren, Sockel und Wandbekleidungen. Letztere können sowohl nach Art des Wandputzes auf dem Mauerwerk angetragen werden, als auch nach Art von Paneelen oder Lincienstoffen mittels Pressen und Walzen gemustert, auch mit farbigem Papyrolith mosaikartig verziert hergestellt werden.

Humoristisches.

es. Der Doppelgänger. Der „Temps“ erzählt folgende Geschichte. Anton Deilhés war ein armer Schreiber in Paris. Sein Geschäft hatte ihn mit zahlreichen Personen in Verbindung gebracht, unter welchen sich ein Kavallerie-Offizier a. D. namens Besson befand, der ihm sehr ähnlich war. Dieser Umstand führte die beiden Männer in Freundschaft zusammen; und damit die änzere Nehmlichkeit noch mehr in die Augen falle, ließ sich der Schreiber den Bart ganz so zurechtstutzen, wie der Offizier. Die Folge war, daß die beiden Freunde oft mit einander verwechselt wurden, zumal da der Schreiber auch die Sprechweise des Ex-Lieutenants in vorzüglicher Weise nachzuahmen verstand. Besson starb im Jahre 1893, und Deilhés kam auf den Gedanken, von nun an selbst als Besson aufzutreten, um die Pension von 240 Franks, die jener erhalten hatte, weiter erheben zu können. Nach Ablauf des Quartals begab er sich zu dem Notar, von welchem der verstorbene Besson sich gewöhnlich die Beglaubigung geholt hatte, die er bei der Erhebung der Pension vorzeigen mußte. Da Deilhés etwas kleiner war als sein verstorbener Freund, hatte er sich für den Gang zum Notar ein Paar Reiterstiefel mit dicken Sohlen anfertigen lassen. Der Notar zögerte keinen Augenblick, ihm die Beglaubigung auszustellen. Im Bureau nannten ihn alle Besson; ein Angestellter des Notars, der den alten Kavallerie-Offizier sehr gut gekannt hatte, beglückwünschte den falschen Besson wegen seines vortrefflichen Gesundheitszustandes. „Ja, ja“, erwiderte Besson's Doppelgänger, „ich habe ein dauerhaftes Fell, und der Staat wird mich nicht sobald los werden. Vier Jahre spazierte Deilhés als Besson durch die Welt, und die Geschichte würde noch länger gedauert haben, wenn der Schreiber sich nicht dieser Tage einem Polizeispigel gegenüber verrathen hätte. Deilhés wurde in einem Wirthshause verhaftet, während er den anderen Gästen seine „Kriegsthaten“ erzählte.“

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 17. Januar.